Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 39 (1944)
Heft: 1

Artikel: Das Aargauer Strohhaus ; Les chaumières d'Argovie
Autor: Laur-Belart, Rud. / Naef, Henri
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-173224

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Strohhaus im Aargauer Ruedertal, noch ohne Kamin. Der Rauch zieht unter dem offenen Dach durch das »Tagloch« im Giebel hinaus.

Chaumière du Ruedertal. Selon le procédé primitif, elle n'a pas de cheminée. La fumée s'éparpille sous le chaume, posé en couverture libre sur les madriers; ce qu'il en reste aboutit à un jour pratiqué dans le faîte.

Das Aargauer Strohhaus

Von Prof. Rud. Laur-Belart

Als vor etwa fünfzig Jahren der bekannte schweizerische Hausforscher J. Hunziker seine Reisen unternahm, schrieb er über den Alt-Aargau, daß sich hier fast durchwegs trotz Polizeigesetz das steile Strohdach erhebe, und ein solches Dorf, aus einiger Entfernung von der Höhe gesehen, einem weithin zerstreuten Zeltlager gleiche. Wenn man heute durch unsere Dörfer mit den modernisierten Steinbauten und den kahlen Ziegeldächern geht, wird einem bewußt, wie unbarmherzig und radikal dieses halbe Jahrhundert mit den Strohhäusern aufgeräumt hat, und steht

man unerwartet vor einem solchen dunkeln, tiefherabhängenden Dach, so hält man unwillkürlich seinen Schritt an, um das Altertum zu bewundern. »Noch ein Strohhaus«, denkt man vor sich hin. Aber schon regt es sich hinter den Geranienstöcklein, und der mißtrauische Großätti streckt seinen struppigen Bart durchs Läufterli: »Wänders öppe-n-azünde?« Fängt man nun aber von »altertümlich«, »heimelig«, »schön« an, so ist er mit seiner Antwort auch nicht verlegen und lamentiert von »Lotterbude«, »alti Chräze« und meint, er müsse sich entschuldigen, daß er noch in einem solchen Haus wohne. — Das ist unsere Zeit! Überall Wandel, Umsturz und Neues. Uraltes Gut, uralte Lebensweisen sinken dahin. Bald wird man zum letzten Aargauer Strohhaus wallfahrten als wie zu einer besonderen Sehenswürdigkeit.

Mit diesen Häusern aber nehmen wir endgültig von einer Lebensweise Abschied, die unsere Ahnen seit undenklichen Zeiten geführt hatten. Im Strohhaus läßt sich noch die Urform der primitiven Hütten erkennen, die die Germanen einst im Hohen Norden oben bauten; es lehrt uns, wie einfach und anspruchslos noch unsere Großväter lebten, wie warm und wohl sie aber doch mit den Mitteln ihres Landes zu wohnen verstanden. Dieses Strohhaus ist entstanden aus der Dachhütte. Das heißt: über einer Grube wurden paarweise Stämme gegeneinander gestellt, mit Querlatten verbunden und mit Schilf, Gras, Stroh bedeckt. Später wurde dieses Dach etwas gehoben, indem man die die Wohngrube verstärkenden Holzböcke aus der Erde herausnahm, die Dachrafen oben durch einen Firstbaum verband und diesen auf zwei oder mehrere als Hauptträger mitten ins Haus aufgestellte Bäume, die »Hochstööd« legte. Die Zwischenräume der Außenpfosten, der sogenannten Ständer, wurden mit Brettern ausgeschlagen: Man erhielt die Wände. Oder, auch eine uralte Bauweise, man flocht sie mit Ruten aus und überstrich sie mit Lehm, dem man »Gerstengüsel« beimischte; das sind die Wickelwände. In Gegenden, wo Steine besser aufzutreiben waren als Holz, füllte man die Zwischenräume mit solchen; es entstand der Riegelbau. Im allgemeinen ist das Strohhaus ein Haus der Ebene, indem es leicht zu grabenden Boden, reiche Waldungen und dazu ausgedehnten Getreidebau voraussetzt.

Das stattliche Dach des Strohhauses war von Anfang dazu berechnet, alles unter seine Fittiche zu nehmen: Menschen, Vieh, Früchte des Ackers und des Feldes. Zuerst war alles in einem Raum beisammen, auf der einen Seite der Herd, um den sich die Menschen lagerten, auf der andern das Vieh. Es war ein kleiner Schritt, zwischen beiden eine Scheidewand aufzurichten, beim Menschen den Aufenthaltsort vom rauchigen Kochraum und beim Vieh den Stall von der Tenne zu trennen. Küche, Stube, Stall und Tenne, das ist die Einteilung auch unserer einfachsten Strohhäuser. Eine weitere Verbesserung war, den Wohnteil nochmals quer zu unterschlagen. Damit war die Einteilung erreicht, die bei den meisten Strohhäusern rechts der Aare zu finden ist: Küche, Stube, Kammer, zweite Kammer (»Chochichamer« oder, »Chochistübli« genannt), Stall und Tenne. Wollte man noch einen weitern Raum gewinnen, so teilte man die eine Breitseite anstatt in zwei, in drei Räume, so daß man entweder drei Kammern oder in der Mitte die Küche,

Eine selten schöne Gruppe von Strohhäusern in Niederwil bei Bremgarten (Freiamt).
Un beau groupe à Niederwil près Bremgarten.

auf der einen Seite die Stube und auf der andern Seite die Küchenkammer erhielt. Meistens wurde bei diesen Häusern vor- oder rückwärts angebaut. Man fing nun an, eines dieser Gemächer in Stein aufzuführen, um einen sichern Raum, einen Stock, zu besitzen und bekam das sogenannte Stockhaus. Im steinreichen Jurateil des Bezirks (Habsburg, Schenkenbergertal, Bözberg, Rinikerfeld, hinter dem Geißberg) scheint man aber schon seit alten Zeiten den ganzen Wohnteil in Stein aufgeführt und eine besondere Vorliebe für das dreigeteilte Haus gehabt zu haben. — Ein Keller unter einem der Gemächer, ein oder zwei Holzverschläge (Gaden) über ihnen, ein offener Schopf unter dem überhängenden Dach, irgendwo ein Schweinestall angehängt, was brauchte man noch mehr, um glücklich zu sein? Ja, meistens gingen zwei, oft drei, bisweilen sogar vier solcher Wohnungen unter ein einziges Dach. Hier allerdings muß man zugeben, daß es ein enges, gewiß oft ungesundes, ja erbärmliches Zusammenleben war. Der Aargauer Boden ist ein rauher Boden. Wir sind hier nicht im Gebiet der stattlichen Berner Gehöfte. Deshalb hat sich aber auch bei uns die altalemannische Bauart noch am reinsten erhalten.

Anblick der gleichen Häusergruppe von einer andern Seite. Man beachte den traurigen Zustand des Schopfdaches und die mit Ziegeln eingeflickten Stellen auf dem Dach des Hauptgebäudes.

Les mêmes bâtiments vus sous un autre angle. Les dégradations et les empiècements commencent; on remplace peu à peu le chaume par la tuile.

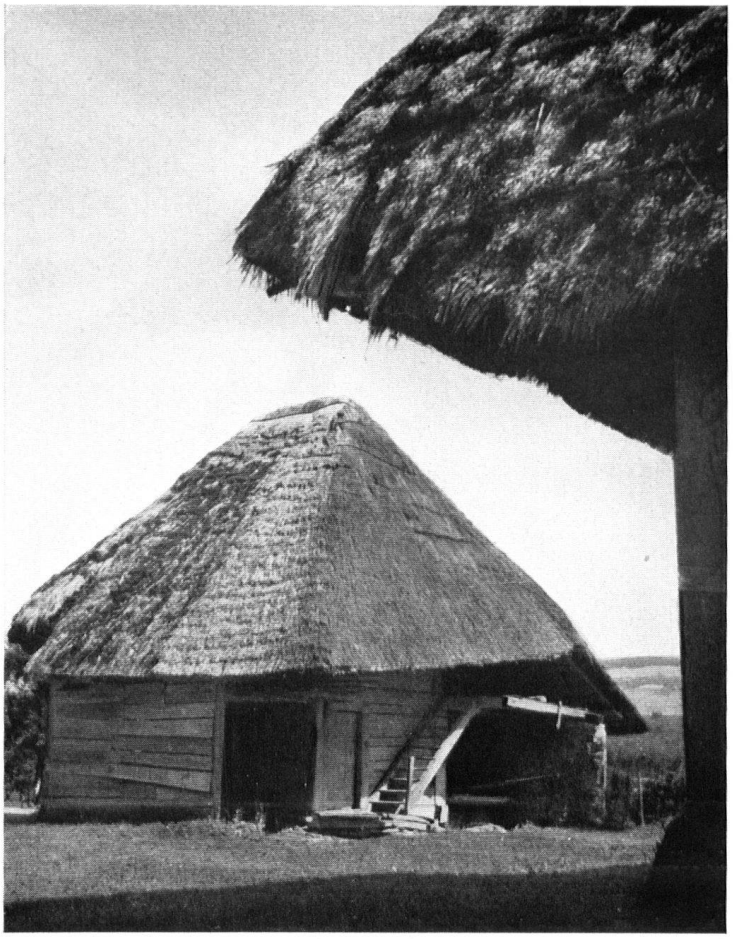
Gehen wir nun einmal zu einem Strohhaus auf Besuch! Breit und fest, wettergrau, mit weichem, grünem Moos bedeckt, ragt das große Dach durch ein lauschiges Gewirr von Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäumen. Ein krummer Nußbaum auf dem Hausplatz gehört zu ihm wie ein großrädriger Wagen irgendwo schief unter dem Dach und die leuchtenden Meienstöcke vor den dunkeln Fenstern. Die Stubenfenster, von denen sich drei oder vier aneinanderreihen, sind bei bessern Häusern mit ausgezierten Brettern eingerahmt und ruhen auf einem durchgehenden Balken. Dieser ist entweder gekehlt oder gekerbt (1—4 Reihen kleiner Würfelchen) oder in *einem* großen Schwung schief ausgeschnitten. Die ganze Wand, ja das ganze Haus ruht auf mächtigen, oft wenig behauenen, auf den Boden gelegten Eichen, den »Sellen«. Das Tennstor, mit Holznägeln verzapft, trägt gerne mit schwarzer, seltener roter Farbe gemalt, die gekreuzten Zimmermannswerkzeuge: Breitaxt, Beil, Winkelmaß, Haken; in Riniken (Nr. 48, im Winkel) sogar zwei Scheren; daneben geometrische Figuren, wie Rauten, Rosetten

Strohdachhaus in Niederwil mit neu eingebautem Kamin, rechts Blechflicken. Rings um das Kamin Ziegelbedachung zum Schutz gegen Funkenwurf.

A Niederwil, dans le Freiamt, la chaumière s'adapte au système moderne de chauffage: plus d'évacuation libre; les fumées canalisées obligent à prémunir la zone où la chaleur se fait constante. Et l'on en vient nécessairement à y substituer la tuile au chaume.

(Sonnenrad!). Bisweilen findet sich hier aufgemalt oder dann im Balken über dem Tennstor eingeschnitzt eine Jahreszahl.

Doch wir wollen jetzt in die Küche treten. Im Schenkenbergertal muß man da schon den Kopf ins Tenn strecken und einigemale rufen, bis man den Weg gefunden hat; denn oft tritt man hier durchs Tenn in die Küche. Immer aber sucht man bei einem rechten Strohhaus die Stelle des Hauses, wo ein beißender Rauch aus dem Innern unter dem Dach hervor ins Freie dringt. Dort findet man auch die Küche; denn Kamine gibt's hier nicht. Da heb' zuerst einmal beim Eintreten deine Füße, damit du nicht über die hohe Selle stolperst; dann reib' dir tüchtig die Augen aus: Hinten, auf dem zweilöchrigen Herd, brodeln die Kartoffeln, du riechst es und siehst die roten Flämmchen des Feuers. Aber dein Haupt, so es einigermaßen höher situiert ist, wird umwallt von Rauchwolken, und um dich entdeckst du nichts als kohlpechschwarze Sparren und Wände. Zentimeterdick



In der Ukraine? Nein, im alten Aargauer Kornland! (Niederwil.)
Une isba de l'Ukraine? Non pas. Un grenier de Niederwil.

klebt das glänzende Pech in erstarrtem Fluß. Über dem Herd jedoch siehst du den Rauch, wie es scheint, in eine endlose, schwarze Nacht hinauf und hinunter treiben: die »Chemihurd«. Doch es geht nicht so weit. Aus Ruten geflochten, mit Lehm überschmiert, thront hier eine große, umgekehrte »Zeine« über dem Feuer, ohne Abzugloch nach oben. Greif nur nach oben! Da hangen die Speckseiten und Hammli gar lecker. Jaja, die Alten, die wußten noch, was es heißt, so ein »ausgeräuktes« Schweinchen. Seinen Ausgang aber findet der Rauch durch die Türe, durch das Treppenloch oder eine besondere Lucke in der Decke. Da tummelt er sich gemütlich unter das Strohdach hinaus, gaukelt mit den Hunderten von Spinnhuppeln im Dachstuhl, streicht im Vorbeigehen die Raf schwarz an und steigt dann geläutert als blaues Räuchlein durch das Firstloch hinauf in die Luft.

Schwarz und geheimnisvoll also ist der Himmel einer solchen Küche. Der untere Teil aber schimmert gelb, da alles dick mit Lehm bestrichen ist. Das ist

allerdings nötig, weil bisweilen nur die Wand zwischen Herd und Stube aus Stein aufgeführt ist. Die Stube befindet sich immer neben der Küche, da sich an den Herd die »Chunst«, der Sitzofen und der große Backofen anschließen. Dieses aus grünen Kacheln aufgesetzte Gebäude beherrscht die ganze Stube; hier ist der trauliche Winkel, wo die Großmutter die kalten Hände unter der Jüppe wärmt, der Großvater sein Pfeifchen qualmt und die Kleinen sich im Bergsteigen üben oder an dem an der Decke angeschraubten Windelrad Rundlauf fahren. Hier findet man aber auch oft Jahreszahlen eingebrannt, die für das Alter des Hauses aufschlußreich sein können, und, neben dem Namen des Hafners, bisweilen sinnige und andere Sprüchlein, die mit stilisierten Blumen und Vögelchen verziert sind. So hat die angesehene Hafnerfamilie Joho in Schinznach als Leitsprüchlein:

Aus der Erden mit Verstand
Macht der Hafner allerhand.

Bei alten Häusern sind in diesen zwar niedern, aber durch die aneinandergereihten Fenster ordentlich hellen Stuben und Kammern die Ständer und Bohlen der Außenwände sichtbar; bei neuern sind sie durch naturfarbenes Täfer verdeckt.

Doch am Tisch sitzen ja grad mit dem Meister zwei Männer hinter einem Gläschen Roten, und auf einem tiefen Teller in der Mitte dampfen einige kräftige Stücke »Schwynigs« und Rindfleisch. Die zwei wischen sich den langen Schnauz, legen die gradzinkige Gabel mit dem Angespießten aufs Tischbrett und lachen freundlich. »Hetts tüggeler, der Dachdecker! Wir hätten euch fast nicht erkannt.« Das trifft sich jetzt gut: Auf der Stallseite wird grad ein »Blätz« neu gedeckt; das müssen wir sehen. Nicht lange, so klettern wir mit dem freundlichen Dachdecker die Leiter hinauf zur First, um ihn an der Arbeit zu sehen. Die Herbstsonne scheint mild auf den steilen Walm, erwärmt das alte bröcklige Stroh und lockt unsern Blick in die Weite: Neben uns, gegenüber, da und dort noch ein dunkles, fest in die Landschaft gefügtes Strohdach mitten in dem Obstbaumwald, ein urchiges Bild alter, mit der Scholle verwachsener Bäuerlichkeit. Drüben auf dem weiten Feld holen die Bauern ihre Räben heim, und in der Ferne schließen die blauen Züge des Jura das friedliche Bild.

Doch jetzt aufgepaßt! Zwei große Eisenhaken sind links und rechts durchs Stroh getrieben und an die Dachlatten gehängt. Zwei Seile, in ihre Ringe verknüpft, tragen einen langen Baum, etwa in der Größe eines Bindbaumes. Auf diesem steht und geht der Dachdecker, er ist sein einziger Halt. Reißt das Seil, bricht der Baum, glitscht der Decker aus — dann ade in die halsbrecherische Tiefe. Wie damals, als sie ihrer drei den Walm hinuntersausten und zwei stöhnend liegen blieben und das Großmutterli unten vor Schreck ohnmächtig umfiel. »Bis ich nur die im Haus drin hatte«, meinte mein Erzähler, indem er zur Chräze greift. Dieses Gestell in Form eines A, das zwei statt nur eine Querlatte besitzt, wird mit einem langen Eisenstachel ins Stroh über eine Dachlatte gesteckt und dient als Tritt, um von einem untern auf den obern Baum zu gelangen. Während wir

Ein seltenes Dokument: Strohhaus in Schöftland (Suhrental), auf dem eben eine schadhafte Stelle ausgebessert wird (siehe Text).

A Schöftland, entre Sursee et Aarau, une demeure bien digne des soins qu'on lui porte.

hinauf turnen, steigt der Handlanger die Leiter herauf, auf der Schulter ein Bündel Stroh. Bündel? Doch, da braucht's jetzt eine längere Erklärung. Das ist nämlich der Schaub, den der Bauer während des Winters sorgfältig vorbereitet hat. Dazu mußte er schöne Roggengarben mit langen, ungebrochenen Halmen auslesen und sie »booßen«, d. h. die Ähren vorsichtig dreschen, ohne die Garbe aufzulösen oder auf die Halme zu schlagen. Dann nahm er einen Arfel, klopfte die Halme auf dem Tennsboden unten schön eben, ergriff am andern Ende die Ähren und schwang das Bündel kräftig in der Luft, daß die kurzen Halme herausflogen. Was nicht auf diese Weise ging, mußte mit den Fingern noch herausgestrehlt werden. Ein solches Bündel erlesenen Strohs heißt nun ein Schäubli oder »Schäibli«. Fünf derselben geben zusammen einen Schaub, und ein solcher stellt eine festgebundene, schwere Garbe dar. Auf einen Schaub mußte der Bauer fünf Bändli zurecht-

machen, Widli oder Hulfterli, und je eine Rute »Chingerte« oder »Hasle«. Die stecken denn auch richtig schon oben neben dem Dachdecker im Stroh. Nun kann die Arbeit also weitergehen. Über uns klafft das leere Dach. »Da«, erklärte der Decker, »seht Ihr jetzt die Dachlatten«, es sind einfach dünne, quergelegte Stämmchen, »und da sind noch einige nach alter Mode mit Strohbändern an die Rafen gebunden. Mit diesen kleinen Knütteln, die mit dem einen Ende im Band stecken und mit dem andern in die untere Latte gezwängt sind, hat man das Band angezogen.« Jetzt nimmt er ein Schäubli, löst es auf, legt es neben sich auf die schon gelegte Schicht und klopft mit der Hand die Halme allmählich aufwärts, so daß sie mit ihren untern Enden ziegelförmig aufeinander zu liegen kommen. Er ergreift eine Rute, legt sie etwa einen Schuh weiter oben über die Halme, steckt ein Bändli durchs Stroh, greift mit der Linken unter dem Schäubli durch, biegt das Rütlein um eine Dachlatte, steckt es wieder durch das Stroh hinauf und greift nun zum Deckerstecken, einem handfesten, zugespitzten, etwa anderthalb Meter langen Stock. Diesen schiebt er über die Rute unter eine obere Latte, hebelt kräftig herunter, indem er so die Rute aufs Stroh preßt, legt sich mit dem Leib auf den Stecken, dreht mit den freigewordenen Händen aus dem Rütlein einen »Lätsch«, und das Stroh hält fest. Wenigstens auf einer Seite. Neue Schäubli werden unter die Rute geschoben, neue Bändli müssen gebunden werden, fünf auf eine Rute und einen Schaub. Und so kompliziert das aussieht, so einfach geht das unter den Händen des Meisters, und so sicher manipuliert er auf dem schmalen Baum. — Wenn nun ein »Blätz« fertig ist, greift er zum Deckerbrett: Ein festes Brett, etwa 20:40 cm, auf der einen Seite mit einer Handhebe und einem eisernen »Hoogge«, an dem man es im Stroh festhängen kann, versehen, auf der andern Seite quer gerippt; an der untern Kante aber mit Nägeln beschlagen, dem »Strehl«. Nun schlägt er es mit Schwung von unten herauf gegen die Halme, damit ihre Enden noch sauberer aufeinander zu liegen kommen, und das »Uchrut« streicht er beim Herunterfahren mit dem Strehl heraus: Ein einfaches, aber recht klug ausgedachtes Instrument. — Besondere Behandlung erfordern die Kanten des Walmes, wie man die obere und untere Schmalseite nennt, und der Seiten. Der untere Rand, die Dachträufe (»Dachträifi«) wird etwas gehoben: Früher, indem man zusammengebundene Büschel Stroh, die Maulaffen, drunter schob, heute, indem man zwei Latten aufeinander nagelt. Die aufwärtsführenden Kanten, der »Groot«, brauchen besonders viel Stroh, und die First wird durch lauter kleine, naßgedrehte, rittlings darüber gelegte Strohbündel gebildet. An beiden Enden der First endlich setzt man die »Jumpfere«, aufrechtstehende Strohzapfen.

Was aber leistet ein solcher Dachdecker? Ist's ein schöner Blätz, dann bringt er in einem Tag 40 Schaub unter die Ruten, und das macht ihm etwa 20 m² aus. Ist dieser Blätz auf der Sonnseite gelegen, dann braucht der Decker 20 Jahre lang nicht mehr zu kommen, liegt er aber gar auf der Schattenseite, dann setzen sich alsbald dicke Moospolster an, und das Dach hält 30—40 Jahre, umso länger, je steiler es ist. Wer aber ein großes Dach besitzt und es immer in Ordnung halten

Strohhaus in Oberentfelden bei Aarau. Eingebautes Kamin und ziegelbedeckter Dachfirst. Wie eine große Glucke nimmt es Mensch und Tier in seine warme Obhut. Das Haus wurde leider unlängst abgebrochen.

Magnifique échantillon du genre à Oberentfelden près d'Aarau. Il vient d'être supprimé. Sous l'énorme cloche, gens, bêtes trouvaient l'abri et la chaleur.

will, der läßt alle Jahre einen Blätz machen; denn ein solches Dach frißt Stroh, wie wir gesehen haben, unheimlich viel Stroh.

Doch wir sind obenaus, das Dach ist gestrehlt, der Decker schwingt seinen Hut, und wir klimmen die Leiter hinunter. Da wartet die Bäurin schon mit dem wohlverdienten Gläschen, und unsern Meister sticht der Hafer:

Ruete, Bändli, Schaub und Wy —
Was i zletscht gsäit ha, sett am zerschte sy!

Wir drücken uns die Hände: »Läbedwohl! Es hat uns gefallen im Reich des Strohdachdeckers.« »Hättet ja als Lehrbub eintreten können«, meint er gutmütig, »aber 's ist aus damit, ich lehre keinen mehr an.« Ein Menschenalter vielleicht noch, und es wird auch im Aargau kein Strohdach-Haus mehr stehen, es sei denn man erhalte eines oder mehrere von ihnen als heimatkundliche Zeugen aus liebenswerter alter Zeit.

Eines der letzten Strohhäuser bei Lenzburg.
Un des derniers spécimens aux environs de Lenzbourg.

Les chaumières d'Argovie

Le caractère permanent de l'architecture rurale des plaines fécondes est l'ampleur des charpentes. Sous leurs énormes chapeaux, les maisons semblent des visages où, comme des yeux, clignotent les fenêtres. En Suisse, ces demeures nombreuses ont une beauté qui résulte des proportions. Ce n'est point pourtant une coquetterie que ces toits dispendieux où les troncs s'alignent comme dans la forêt originelle. On songe à la pensée platonicienne: le beau naît de l'utile. Propos souvent rapporté qui mériterait un corollaire: le beau subsiste quand l'utile disparaît. Les toits du Mittelland en font l'évidence.

Pourquoi pareille inclinaison? pourquoi si vigoureuse armature sur de simples chaumières? La réponse est dans le mot: précisément parce que ces maisons étaient des chaumières et qu'elles ne le sont plus. L'Argovie, en effet, pays de moissons, est le pays du chaume. La tige des blés n'était pas la seule employée pour munir les toits; le roseau la remplaçait souvent. Et ce chaume-là fut longtemps la meilleure des couvertures. Il est captieux de disserter sur les origines d'un procédé qui se retrouve bien ailleurs qu'en Europe. Le nom même de chaumière et de

Besonders schönes Beispiel eines Strohhauses aus Oberentfelden bei Aarau. Man beachte die Fensterreihe mit Butzenscheiben! Dachfirst bereits geziegelt. (Vor kurzer Zeit abgetragen.)

Maison d'Oberentfelden près Aarau. Avec ses fenêtres à culs-de-bouteille, elle semble faite pour une scène à la Freudenberg. (Récemment démolie.)

chaumine résonne en toutes les idylles françaises du siècle de Versailles. Les cabanes lacustres, dont il reste, dit-on, des types en quelques lacs balkaniques, prouvent enfin que très naturellement l'usage — général — est vieux comme la préhistoire. Le chaume avait des effets excellents: en épais matelas, il se fait imperméable, l'eau, la neige glissant le long des tissus tubulaires. Or, afin de rendre l'étanchéité parfaite, il convenait que l'inclinaison des combles fût telle que l'écoulement se fît sans pénétration.

Les compagnies d'assurance contre l'incendie ont calomnié l'excellent végétal, prétendant qu'il offrait aux flammes un élément de choix. C'est inexact; le bois est beaucoup plus combustible, en nos climats du moins. Sous d'humides latitudes, le chaume donne prise à des mousses préservatrices. Le propos ne serait donc valable que pour les paillotes africaines en saison sèche, si un facteur nouveau n'intervenait: il s'agit du chauffage. Le système primitif, fort ingénieux, ignorait la cheminée apparente. Suspendu sur les madriers, à l'air libre, le toit n'était en contact avec aucun tuyau. La fumée se rabattait sous les ailes et ce qu'il en restait s'échappait par un jour pratiqué dans les combles. Mais les fourneaux sont venus remplacer les foyers; un canal de tirage s'impose et la zone où il perce le toit,

soumise à une chaleur constante, doit être parée d'une matière isolante. Ainsi s'expliquent les empiècements de tuile ou d'éternit qui ne sont pas pour favoriser l'aspect du bâtiment.

Aussi quelle que soit la perfection d'une architecture issue d'expériences millénaires, faut-il en porter le deuil à l'avenir. Les conditions rurales ne sont plus celles d'hier. Du moins tout n'est pas perdu; les toits à larges pans ont des vertus pratiques appelant la durée.

On a vu, ici même, l'image de la dernière chaumière zuricoise, prise en protection par le *Heimatschutz* du lieu. L'Argovie en possède plusieurs, quoique chaque année un peu moins; maintenir celles qui subsistent n'est pas une fantaisie inutile. Naguère, il fut beaucoup parlé d'une sorte de musée en plein air où tous les aspects de l'Helvétie eussent figurés dans ses architectures, ses aîtres, ses traditions visuelles. L'idée de ce caravansérail fut abandonnée, sous le prétexte plausible de conserver où ils se trouvent les types autochtones, afin que les habitants régionaux en tirent leçons et déductions. Nul ne trouvera bizarre qu'on s'efforce de montrer, ailleurs que dans des manuels scolaires, l'image réelle, harmonieuse, des demeures où nos ancêtres ont jusqu'à nous trouvé l'abri.

H. N.

Fotos: Gaberell, Thalwil; Metzger, Zürich; Kunstdenkmäler des Kts. Aargau.

Aargauer Strohhaus. Die gemauerte Westwand ist eine spätere Zutat.

La structure de la chaumière argovienne est constante: le bois, non la pierre, est d'usage. Ce mur de protection est donc un dispositif ultérieur.